

Donnerstag, 30. April 2015

Die Luft war heiß und staubig, der Wind wirbelte Wüstensand die Straße hinunter. Der Soldat schob den Helm in den Nacken und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Er kniff die Augen zusammen und schaute hinaus in die ewig karge, gelbbraune Landschaft, vorbei an gelbbraunen Häusern und grau-schwarz gekleideten Menschen. Mit einem Seufzer lenkte er seine Aufmerksamkeit zurück auf die Männer, die in einer unordentlichen Schlange vor der Rekrutierungsstelle anstanden. Sie warteten schon lange und mit großer Entschlossenheit.

Einerseits bewunderte er ihre Geduld und ihre Zuversicht, in diesem zerstrittenen, brutalen Land als Polizeikräfte anheuern und für Ordnung sorgen zu wollen. Zugleich verachtete er sie allesamt. Ihretwegen hatte er die Ruhe zu fürchten gelernt, ihretwegen misstraute er dem Harmlosen und rechnete jederzeit mit dem Schlimmsten. Erschöpft lehnte er sich auf seinem Sitz zurück, schloss die Augen und beschwor Bilder von daheim herauf. Zwei Wochen musste er noch durchhalten.

„Hey, nicht schlafen, Ty.“

Er öffnete ein Auge und sah seinen grinsenden Kameraden vorwurfsvoll an.

„Seit ich in dieses Land kam, habe ich nicht mehr geschlafen.“

Unruhe ergriff die Reihe der Wartenden. Die Männer brabbelten aufgebracht in dieser spuckenden Sprache, die er nicht verstand. Die GIs rissen sofort die Maschinengewehre hoch in den Anschlag, jeder bis in die Haarwurzeln angespannt.

„Was ist da los?“, rief der Soldat nervös.

„Keine Ahnung, ich habe nichts mitbekommen“, brüllte sein Kamerad zurück und sah sich hektisch um. „Der Scheiß-Dolmetscher ist weg.“

Sie beobachteten eine Gruppe junger Männer, die energisch und aufgeregt auf einen einzelnen Mann einredeten. Plötzlich schubsten sie ihn, und der Soldat grübelte fieberhaft, was er tun sollte. Sein Atem kam heftig und flach. Abzuwarten war nicht seine Entscheidung, es geschah nur aus Unentschlossenheit und in Erwartung eines eindeutigen Befehls.

Der bedrängte Mann wich vor den aufgeregten Afghanen zurück, er wirkte verängstigt. Plötzlich ein blendender Lichtblitz, ein ohrenbetäubendes Krachen, und die Welt sprang aus der Zeit, verzog Sekundenbruchteile auf Herzschlaglänge. Steine und Fetzen schleuderten wie Lava aus einem Vulkan. Menschen wandten sich zur Flucht, die Soldaten duckten sich in die Deckung ihres gepanzerten Fahrzeugs. Schreie und Brandgeruch erfüllten die Luft. Die Druckwelle erfasste die Umstehenden, riss sie von den Füßen, warf sie meterweit davon, Trümmer wurden hinterher katapultiert.

Im nächsten Moment trat die seltsame Stille ein, während alles Lebende gelähmt zu begreifen versuchte, was mit ihm geschehen war. Zögernd setzte das Jammern und Wehklagen ein, bevor Panik und Chaos das Leid übertönten.

Gehetzt suchten die Soldaten in der aufgescheuchten Menge nach weiteren Attentätern. Panische Menschen rannten in die Seitenstraßen davon, andere kamen herbeigestürmt, um Hilfe zu leisten. Eine unmögliche Aufgabe. Wie sollte man Mörder und Unschuldige auseinander halten? War die Frau dort unter der formlosen Burka einfach nur dick oder mit Sprengstoff umwickelt? Suchte der junge Mann rechts von ihnen hektisch nach dem Auslöser seiner Sprengladung oder nach seinem Telefon?

„Runter, alle auf den Boden!“, schrieten die Soldaten. Doch die eine Hälfte der Leute verstand sie nicht, die andere Hälfte war zu panisch, um sie zu hören.

Endlich fand jeder seinen Platz und seine Aufgabe. Das Straßenbild beruhigte sich, und der Soldat senkte erleichtert das Maschinengewehr einige Zentimeter. Sein Körper war vollgepumpt mit Adrenalin, das ihn jetzt zittern ließ. Verstärkung kam mit blockierenden Reifen neben ihrem Fahrzeug zum Stehen. Die Verwundeten wurden bereits in private Wagen bugsiert und zum Krankenhaus gefahren.

Der Soldat roch das Blut und konnte nicht verhindern, auf die zerfetzten Reste der Toten und die offenen Körper der Verwundeten zu schauen. Sein Kopf dröhnte von dem

kommandierenden Gebrüll der Helfer und den Schmerzensschreien der Verletzten und Trauernden. Ganz allmählich sackte die Erkenntnis in sein Bewusstsein, am Leben zu sein. Das löste keine Erleichterung aus, nur Angst. Denn es ging nicht mehr ums Leben sondern nur noch um die haarfeine Grenze zwischen Sterben und Überleben. Der Anschlag war direkt vor seinen Augen passiert, er hätte auch direkt neben ihm passieren können.

Sein Kamerad stieß ihn mit dem Ellenbogen an.

„Die Explosion hat ein Riesenloch in die Wand gerissen“, sagte er und wies auf das Gebäude, das an die Rekrutierungsstation grenzte. „Lass uns mal nachsehen.“

Neugierig steckte er den Kopf durch das Loch, während der Soldat ihm den Rücken sicherte. Dann kletterte er ohne Ankündigung ganz hindurch. Zwei weitere Kameraden wurden aufmerksam und gesellten sich zu ihm.

„Was gefunden?“, rief er in das Gebäude.

„Das ist ein Museum oder so was. Scheiße, sieh dir das an, Ty.“

Begeisterung lag in seiner Stimme, also kletterte der Soldat hinterher. Er sah sich Alles lieber an als das menschliche Elend auf dem Platz.

Die Explosion hatte Vitrinen umgestoßen und ihre Inhalte über den Fußboden verteilt. Viele antike Waffen waren darunter, Säbel und Messer, aber auch Zierspangen, Schmuckketten und Gebrauchsgegenstände.

„Was ist das? Alibabas Räuberhöhle?“, fragte der Kamerad direkt hinter ihm.

„Ich glaube, das Meiste hat höchstens historischen Wert“, antwortete der Soldat.

Durch das Loch in der Wand drang genügend Licht in die fensterlosen Räume, um sich neugierig umsehen zu können.

Er blieb vor fünf Kugeln in einem Schaukasten stehen. Das Panzerglas hatte keinen Kratzer abbekommen, doch durch den Sockel darunter zog sich ein tiefer Riss. Er brach ein großes Stück heraus und nahm eine der ungleichmäßigen Kugeln aus der Vitrine. Sie hatte die Größe eines Softballs, war aber viel schwerer. In seiner Hand fühlte sie sich warm an und prickelte leicht. Fasziniert betrachtete er das ovale Ding. Das Licht brach sich auf der Oberfläche wie bei einem Edelstein, obwohl es die tiefen, satten Farben eines Minerals hatte und mit Adern wie aus Gold überzogen war. Wenn er die Hand nur leicht bewegte, änderte sich sofort die Farbe. Für einen Moment vergaß er die Toten, die Anspannung, die Angst, den ganzen verfluchten Krieg.



Vor dem Kaffeeautomaten hatte sich eine kurze Schlange gebildet. Aiden Cross nahm geduldig den letzten Platz ein und suchte Kleingeld aus seinen Taschen zusammen. Die Officers vor ihm unterhielten sich angeregt, aber er hörte nicht zu.

„Was denken Sie, Detective?“, fragte plötzlich Frank Bodin, und da außer Cross nur noch Uniformierte vor dem Automaten standen, musste er gemeint sein.

„Worüber soll ich etwas denken?“

Die Officers sahen ihn teils verständnislos, teils verwirrt an.

„Na, über Baltimore, die Aufstände und Unruhen. Die haben den Notstand ausgerufen, dort herrschen bürgerkriegsähnliche Zustände.“

„Na, ich denke, die haben selber Schuld. Könnten wir uns jetzt wieder auf den Kaffee konzentrieren?“

Zwei Männer wandten sich schnell ab, aber Bodin und sein junger Kollege Boulder wollten Cross' Aussage nicht auf sich beruhen lassen.

„Was meinen Sie denn damit?“, blaffte Boulder, dann erinnerte er sich, schnell noch ein hierarchiebedingtes „Sir!“ an die Frage anzuhängen. „Da stirbt ein Dealer an den Verletzungen, die er sich selbst zugefügt hat, und die Nigger fangen gleich einen Krieg gegen die Polizei an.“

Cross seufzte und erwog, auf den Kaffee zu verzichten und kommentarlos zu gehen. Aber Boulder war jung, vielleicht keimte irgendwo doch ein bisschen Verstand in ihm, der sich befeuern ließ.

„Wir stehen hier zu fünft vor dem Kaffeeautomaten, und wie viele Schwarze sehen Sie?“, fragte Cross. „Richtig, keinen. Schlussfolgern Sie daraus, alle Weißen sind die Guten und alle Schwarzen folglich die Bösen?“

„Natürlich nicht“, meinte Bodin empört.

„Dennoch steht für Sie fest, dass der Schwarze aufgrund seiner Hautfarbe ein Dealer war, und Sie haben auch schon entschieden, dass ein schwarzer Verbrecher zwangsläufig den Tod verdient. Sie sind also Polizist und Richter und Henker zugleich?“

„Natürlich nicht“, wiederholte Bodin.

„Hmh, ist ein bisschen schwierig, einen Toten vor Gericht zu stellen.“

„Aber wenn ich bedroht werde, lasse ich mich nicht abknallen, damit der Verbrecher anschließend vom Gericht als Mörder verurteilt werden kann“, blaffte Boulder.

„Sie haben Recht, Officer, es ist wirklich ein Krieg da draußen. Aber manchmal frage ich mich, wer ihn angefangen hat.“ Cross drängelte vor, weil seine kleine Ansprache die anderen von ihrem eigentlichen Vorhaben abgelenkt hatte. „Der Mann in Baltimore starb im Gefängnis, weil Polizisten ihn entweder misshandelt haben oder weil sie ihrer Fürsorgepflicht nicht nachkamen. Von welcher Bedrohung reden Sie also? Ich weiß, Sie meinen Ihren Dienst auf der Straße allgemein. Aber bedenken Sie, wir sind in Reno, nicht in Baltimore. Wir haben genügend Spinner hier, sind aber nicht im heißesten Brennpunkt sozialer Missstände. Machen Sie es wie ich: Nennen Sie die Leute nicht „Nigger“. Wenn Sie bedroht werden, gehen Sie in Deckung, und wenn ein Verdächtiger wegläuft – laufen Sie hinterher.“

Er nahm seinen lauwarmen Pappbecher und trottete kopfschüttelnd zurück zu seinem Büro.

